

Religionslose Jugend?

Erfahrungen aus der Berufsschule als Perspektiven für Theologie und Pastoral

Eine inzwischen ganz normale Situation zu Beginn des Schuljahres:

Ich begegne einer neuen Klasse, stelle mich und mein Fach ein wenig vor und überlasse mich der Situation. Wir „beschnuppern“ uns gegenseitig und kommen auch gleich an die Stellen, wo der Schuh drückt. Oliver, ein Elektrogerätemechaniker im dritten Ausbildungsjahr, schaut mich etwas missmutig an: „Ach, wissen Sie, Religion ist für mich Kirche, und Kirche hat mit Gott zu tun, und...“, dabei macht er eine vielsagend-abwehrende Handbewegung. Manch anderem in der Klasse hat der damit sicherlich aus dem Herzen gesprochen. Das ist dem zustimmenden Nicken und Murmeln zu entnehmen.

Doch nicht nur in dieser Klasse wird mir die Sachlage im Klartext derartig selbstbewusst entgegen-geschleudert. Offenkundig ist das der Standort sehr vieler Jugendlicher. Wahrscheinlich sogar der meisten.

Von der Kirche erwarten sie nichts (mehr), sie bietet ihnen auf ihre Fragen scheinbar keine befriedigenden Antworten. Allerdings zeigen sie sich (aus welchem Motiv heraus?) als engagierte Beobachter und Kritiker von allem, was mit Kirche, Glaube und Religion zu tun hat: die sterilen Gottesdienste, die teuren Papstreisen, der Pflichtzölibat katholischer Priester, die heuchlerische Moral der Christen, und dann waren da ja auch noch die Kreuzzüge, die Hexenverbrennungen, die Segnung der Waffen im Krieg, das kompromisslose Nein zu Pille und Abtreibung usw. usw.

Alle, die in Sachen Religion mit Jugendlichen zu tun haben, können davon ein strophenreiches Lied singen.¹⁾

Soll man sich angesichts dieser vernichtenden Frontlage hinstellen und auf all die

(teils ja sehr berechtigten) Gegenargumente eingehen? Klarstellen, verteidigen, zurechtrücken? Wo bliebe da noch Raum, das einzubringen, was mir als Religionslehrer, als Vertreter der gerade so geschmähten Kirche und als gläubigem Menschen wirklich wichtig ist zur Sprache zu bringen?

Manchem stellt sich da die bange Frage: Wie soll das weitergehen? Standhalten oder flüchten?

Alles, was in früheren Zeiten im Religionsunterricht behandelt wurde, wäre meinen Schülern heute ein rotes Tuch bzw. ein willkommener Grund, sich abzumelden. Was also tun? Mehr auf sozialetische Themen umsteigen, damit überhaupt noch etwas planmäßig läuft und die Schüler „bei der Stange bleiben“? Dem oberflächlichen Wunsch der Klasse nachgeben und jedesmal das Videogerät strapazieren? Mag dem auch gelegentlich so sein, ist es dennoch keine befriedigende Lösung. Weder für alle Beteiligten, noch auf die Dauer. Erst recht nicht in der Sache.

Ist unsere Jugend wirklich so religionslos wie es scheint?

Sofern man unter Religion bzw. Religiosität den regelmäßigen Kirchgang, die Einbindung in eine Pfarr-gemeinde usw. versteht, ist ein großer Teil der Jugendlichen sicherlich fernab von jeglicher Religiosität. Aber ist es das, worum es geht? Sollte es wirklich das vorrangige Arbeitsziel des Religionslehrers sein, diese jungen Menschen schließlich in der Sonntagsmesse wiederzufinden?

Damit wäre wohl das Pferd von hinten aufgezäumt. Liturgie, Gebet, Gemeindeleben sind doch ihrem Wesen nach *Ausdrucksformen* des Glaubens. Und was nützte hier ein mehr formales Dabeisein, wenn der motivierende „Hintergrund“ fehlt, wenn nicht einsichtig ist, worum es dem christlichen Glauben eigentlich geht?

Die Schülerinnen und Schüler, denen ich täglich begegne, bringen das Gemeinte unmissverständlich auf den Punkt, wenn sie wissenwollend und kritisch fragen: Was bringt mir das? Was habe ich davon? Wozu soll das gut sein?

Solchen Fragen sah sich der Glaube in der Vergangenheit kaum ausgesetzt. Der gesellschaftliche Konsens einer Zustimmung zu Glaube und Kirche hatte noch eine spürbare Basis in der Erziehung und der mehrheitlichen Lebenspraxis. Aber die Situation hat sich gründlich verändert. Die Karten im öffentlichen Kräftespiel wurden neu gemischt und anders verteilt. Zu einem selbstgewissen Auftrumpfen reicht das kirchliche Blatt schon lange nicht mehr aus. In der sogenannten „weltanschaulich pluralen Gesellschaft“ müssen sich junge Menschen heute in ganz anderer Weise zurechtfinden, Sinn und Halt suchen. Und das Marktangebot „christlicher Glaube“ kommt unter diesen Bedingungen nicht mehr so gut an. Die Nachfrage ist sogar recht schleppend. Und das nicht allein bei den Jugendlichen.

Wer bisher das Ausmaß der allgemeinen Entkirchlichung (nicht nur hierzulande) noch nicht klar genug erfaßt hat, wird spätestens jetzt umdenken müssen. Nicht nur das. Ein heilsames Umdenken ist angesagt, eine überfällige Besinnung auf den Kerngehalt dessen, was wir als „Frohe Botschaft“ als Eltern, Erzieher,

Seelsorger, Lehrer usw. zu bekennen, zu leben und weiterzugeben gefordert sind. Was bedeutet uns der Glaube? Wie lässt sich das Anliegen des Glaubens auf einen kurzen und verständlichen Nenner bringen? Dass der christliche Glaube derzeit in einer tiefgreifenden Vermittlungskrise steckt, sollte uns hellhörig machen dafür, dass die bisherige Blickrichtung und Akzentsetzung früherer Katechese und religiöser Erziehung ihr Ziel und ihren Adressaten weithin verfehlt haben. Das hat sowohl mit dem Selbstverständnis des Christentums zu tun, als auch mit der bis heute bevorzugten Sprache in Theologie und Kirche.

Die Jugendlichen unserer Tage haben trotz aller Klischees, Vorurteile und Einäugigkeiten ein sensibles Empfinden dafür, was an der überlieferten Form der Religion nicht stimmt, wo sie an ihnen und am Leben vorbeigeht:

„Wir sind halbstark, und unsere Seelen sind halb so alt wie wir. Wir machen Radau, weil wir nicht weinen wollen nach all den Dingen, die Ihr uns nicht gelehrt habt. Wir können rechnen und lesen, und man wies uns an, die Staubgefäße vom Buschwindröschen zu zählen. Wir wissen, wie Füchse leben, und kennen den Bau der Ackerschachtelhalme. Wir haben auch gelernt, stillzusitzen und den Finger zu heben.

Aber in der Stadt gibt es keine Buschwindröschen und keine Füchse. Und wie man dem Leben begegnet, habt Ihr uns nicht gelehrt. Wir möchten sogar an Gott glauben, an einen unendlich starken, der alles versteht, und der will, daß wir gut sind, aber Ihr habt uns keinen Menschen gezeigt, der gut ist, weil er an Gott glaubt...“²⁾

Ganz so areligiös oder gar religionsfeindlich klingen diese Töne nicht. Zeigt sich hier doch die so ganz andere Frage-Richtung der Jugendlichen, nämlich nach einem tragfähigen Lebensmodell und einem authentischen, glaubwürdigen Menschsein.

Wie nun lassen sich kirchlicher Glaube und jugendliche Lebensfrage zueinander vermitteln? In welchem Verhältnis stehen Glaube und Leben überhaupt? Und welche Konsequenzen ergeben sich aus der geforderten Besinnung auf das Wesentliche des Glaubens für Katechese und Religionspädagogik, für Theologie und Kirche?

War in früherer Zeit der schulische Religionsunterricht ein zentraler Lernort des Glaubens und ein allgemein akzeptierter Teil im Fächerkanon, so muss er heute - vielleicht am deutlichsten in der Berufsschule - sein Existenzrecht ständig neu begründen. Und von einem herausragenden Ort der Glaubensvermittlung (zumindest im herkömmlichen Sinne) wird man wohl auch nicht mehr sprechen dürfen. Eher lässt sich sagen: Der Religionsunterricht hält an exponierter Stelle das Gespräch über den Glauben aufrecht. Denn der Religionslehrer ist für sehr viele Schüler und Auszubildende die letzte Kontaktperson von kirchlicher Seite. Die Realität sieht doch so aus, dass die Mehrheit der Gefirmten und Konfirmierten nach dieser Station den kirchlichen Zug verlässt und sich „auf eigene Faust durchschlägt“, d. h. sich mangels anziehender Plausibilität und Überzeugungskraft des christlichen Fahrplans anderweitig orientiert.

So ereignet sich das Gespräch im Religionsunterricht zwangsläufig zwischen zwei Polen. Auf der einen Seite steht der Glaube in seiner kirchlichen und gemeindlichen Verkörperung, die andere Seite bilden die vielfältigen Lebensentwürfe der Heranwachsenden im Kontext unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit.³⁾

Diese Bedingungen hatte schon die Gemeinsame Synode der deutschen Bistümer in den 70er Jahren vor Augen und formulierte daraufhin in dem Dokument über den Religionsunterricht schon realistisch-bescheiden: Es ist ein Gewinn (!), „wenn die Schüler beim Verlassen der Schule Religion und Glaube zumindest nicht für überflüssig oder gar unsinnig halten“ (Abschnitt 2.6.5).

Für Außenstehende mag das nach einer resignativen Bescheidenheit klingen, doch wer die schulische Realität aus eigenem Erleben kennt, kann einen solchen Anspruch eigentlich nur als entlastend begrüßen.

Das muss nun aber nicht bedeuten, dass sich die eigentlichen Themen des Glaubens gar nicht mehr ansprechen und einbringen ließen. Es sollte eben nur in einer gänzlich anderen Weise geschehen.

Vielleicht müssen wir in diesem Zusammenhang unserer Rede vom Heiligen Geist in strengerem Sinne ernst nehmen als bisher. Wenn wir nämlich davon überzeugt sind, dass Gott in und durch Menschen wirkt, dass der Geist „weht, wo er will“, sollten wir dann nicht in selbstkritischer Aufmerksamkeit sowohl den berechtigten Einwänden der Jugend als auch den kirchenfernen Standpunkten der meisten anderen Zeitgenossen mehr Beachtung schenken? Vox temporis – vox Dei: die Stimme des Zeitgeistes als Stimme Gottes?

Es setzt sich zum Glück auch immer klarer die Einsicht durch, die Menschen, die nicht so leben und nicht so glauben, wie es die kirchliche Tradition und das Lehramt für geboten hält, nicht leichtfertig als areligiös hinzustellen. Dies wäre zudem eine sachlich unzulässige Engführung des Religionsbegriffs.

Wenn es nämlich zutrifft, dass jegliche Religion wesentlich damit zu tun hat, dem Menschen

- a) zu helfen, mit seinen existentiellen Ängsten fertig zu werden,
 - b) ihm einen Sinn für sein Leben zu vermitteln, der über den weltlichen Erfahrungsraum hinausweist,
 - c) moralische Orientierung zu bieten und
 - d) die Geborgenheit in einer weltanschaulich-konformen Gemeinschaft zu ermöglichen,
- dann bleibt es gar nicht aus, dass jeder Mensch mit und aus irgendeiner Form von Religion lebt.

Das gilt insbesondere für junge Menschen, da ihre Suche nach dem „richtigen“ Lebensweg altersbedingt stärker ausgeprägt ist. Gerade in dieser Lebensphase ergeben sich unweigerlich Situationen, die es nicht erlauben, einfach wieder zur Tagesordnung überzugehen. Hier geschieht eventuell etwas, das sie „unbedingt angeht“; sie zu Fragestellungen drängt, die letztlich religiösen Charakter haben. Sei es der plötzliche Tod eines Klassenkameraden, der nach dem Sinn dieses kurzen und unzeitig abgebrochenen Lebens fragen lässt und ob uns angesichts unserer Sterblichkeit noch eine Hoffnung bleibt; sei es die einschneidende Erfahrung der Arbeitslosigkeit in der eigenen Familie, die nach dem faktischen Wert eines Menschen jenseits von Funktion und Leistung fragen lässt; seien es die sich mehrenden Nachrichten über Umweltschädigungen, die Zweifel aufkommen lassen, ob es sich noch lohnt oder verantworten lässt, Kinder in die Welt zu setzen usw. Fragen und Themen bieten sich also genug, um mit Jugendlichen in ein Gespräch einzutreten, das in Grundsatzfragen mündet.

Wichtig scheint es dabei zu sein, eben bei den konkreten Fragen und Erfahrungen, bei der momentanen Situation und dem aktuellen Lebensgefühl anzusetzen. Dazu bedarf es aber auch eines entsprechenden Lernprozesses beim Lehrer, in den geäußerten Ansichten und Standpunkten das darin enthaltene religiöse Potential wahrzunehmen. Das meint nicht nur sprachliche Andeutungen und Untertöne, sondern auch die Aufschriften auf der Lederjacke, die Aufkleber auf der Schultasche, Körperschmuck und Tätowierungen, die bevorzugte Musikrichtung ebenso wie die abgetragenen Turnschuhe.⁴⁾

Wer Augen hat, der schaue hin! Wer Ohren hat, der höre!

„Eine religionspädagogische Bemühung besteht darin, die 'Botschaft des Lebensgefühls der Jugendlichen' und die 'Botschaft des Glaubens' in Zusammenhang zu bringen. Das kann in unserem Fall dadurch geschehen, daß wir äquivalente Interpretationen und Symbole aus der christlichen Tradition für die Beziehung des Menschen zur Welt und seines Selbstverständnisses mit den Symbolen des Lebensgefühls der Jugendlichen zusammenhalten und die Spannung zwischen ihnen religionspädagogisch nutzbar machen.“⁵⁾

Hans Schmid fordert dabei zu Recht, neben der Erschließung des Glaubens für die Lernenden müsse die Erschließung der Welt der Lernenden für den Glauben mehr bedacht werden. Wie nämlich beantworten sich die jungen Leute (bewusst oder unbewusst) die existentiellen Fragen, auf die auch der christliche Glaube eine Antwort geben will?

Indem ich die Fragen und Antworten, die Situation und damit die ganze Person des jugendlichen Dialogpartners ernst nehme und ein Stück Weg mit ihm gemeinsam zu bewältigen versuche, kann ich ihm vielleicht eine Ahnung davon vermitteln, dass Glaube konkrete Lebenshilfe bedeuten kann. So kann ich dann auch aufzeigen, wie wenig Religiosität und Glaube etwas Aufgepfropftes sind im Blick auf das übrige Leben, sondern ein radikal unreligiöses Leben praktisch gar nicht lebbar ist.

Sollte es also so schwierig oder gar unmöglich sein, selbst den kritischsten oder sich atheistisch gebenden Schülern verdeutlichen zu können, dass es im Glauben eigentlich genau um die Lebensfragen geht, von denen sie selbst bewegt werden? Kurz: dass Glaube und Leben untrennbar zusammen gehören und schließlich nur eine Sache der deutenden Perspektive sind?

Die Bemühung, den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für eine Glaubensvermittlung gerecht zu werden, spiegelt sich erkennbar in dem „Paradigmenwechsel“ in der Religionspädagogik der letzten Jahrzehnte.

In den 50er Jahren galt noch das lange praktizierte Modell der dogmatisch orientierten Religionslehre, die mehr den Charakter einer Katechese hatte. Die Voraussetzung allgemeiner Kirchlichkeit war dort noch gegeben. Dieses Konzept wurde abgelöst vom sogenannten „induktiven“ Religionsunterricht, der sich als lebenskundlich bzw. problemorientiert verstand, den religiösen Gehalt aber bestenfalls als thematischen Anhang zur Sprache brachte.

Der Synodenbeschluss von 1974 betonte demgegenüber, dass „heute gelebtes Leben und der Anspruch des Glaubens und seiner Wirkungsgeschichte in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen“ sollen (Abschnitt 2.5.2). „Der Glaube soll im Kontext des Lebens vollziehbar, und das Leben soll im Lichte des Glaubens verstehbar werden“ (2.4.2).

Dieser erste Ansatz einer Korrelation (Wechselbeziehung) zwischen den didaktischen Akzenten der „Auslegung des Daseins“ und einer „Auslegung der Überlieferung“ wurde 1980 im „Grundlagenplan für den katholischen Religionsunterricht an Beruflichen Schulen“ aufgegriffen und weitergeführt. Die Wechselbeziehung von christlicher Botschaft und menschlicher Existenz wird hier in das Bild einer Ellipse mit zwei Brennpunkten übertragen, wobei die die genannten Akzente sowohl klar unterschieden, als auch aufeinander bezogen werden.

Die Didaktik der Korrelation wurde in der Folgezeit in zahlreiche Lehrpläne umgesetzt und dabei nochmals sachgerecht weitergedacht. Aus einem Zueinander der beiden Akzente wurde nun ein Ineinander. Die Glaubenssicht versteht sich darin konsequent als eine Tiefendimension der gemeinsamen Lebenswirklichkeit. Der Glaube ist also eine bestimmte Lebenshaltung, eine tiefgreifende und sich praktisch auswirkende Sichtweise des Lebens. „Christlich erziehen heißt, das Leben nicht nur bejahen, sondern seine Fülle erfahrbar zu machen.“⁽⁶⁾

Etwas anderes hatte Jesus wohl auch nicht im Sinn: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh 10,10).

Das bisher Gesagte dürfte schon ansatzweise deutlich gemacht haben, dass das Bemühen um eine situations- und adressatengerechte Glaubensvermittlung nicht ein spezifisches Anliegen nur der Berufsschulen ist. Vor allem die pastorale Arbeit mit den sogenannten „Fernstehenden“ könnte von den religionspädagogischen Erfahrungen aus der Berufsschule profitieren.

So ist es für Alfred Schlotter vorstellbar, „dass dann in jeder Verkündigung und Glaubensunterweisung die Lebenssituation nicht nur als Aufhänger (für das Eigentliche) oder als Feld der Nutzenanwendung gesehen wird. Die Lebenssituation wird vielmehr ernst genommen, weil akzeptiert ist, daß sich in ihr Glaube ereignet: zum einen, weil Glaube konkret ist, und zum anderen, weil jede Formulierung des Glaubens notwendig durch die Situation geprägt ist. Dann wäre 'Korrelation' nicht mehr eine Geheimformel der Religionspädagogik, sondern das prägende Element jeder Pastoral.“⁽⁷⁾

Es geht also darum, angesichts konkreter Lebenssituationen „theologisch“ denken, oder besser: mit den Augen des Glaubens sehen zu lernen. Diese Ausrichtung bedingt nicht nur eine Neubesinnung des Ausgangspunktes jeglicher Glaubensvermittlung, sondern auch eine Umorientierung im Blick auf den theoretischen Unterbau von Religionspädagogik und Pastoral.

Die schulpraktische Seite der Religionspädagogik kann ihren wissenschaftlichen Bezugsrahmen nicht mehr vorrangig in der dogmatisch geprägten Theologie finden, sie wird neben den verwandten Humanwissenschaften auch die Beiträge der naheliegenden philosophischen Disziplinen mit zu berücksichtigen haben.

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, dass mir für meine Arbeit als Religionslehrer an einer Berufsschule meine Studien in philosophischer Anthropologie und Religionsphilosophie praktisch mehr nützen als all die theologischen Semester. Denn die Frage nach dem Menschen und dem, was Religion und Glaube eigentlich bedeuten, ist die notwendige Basis, die im offenen Dialog mit „fernstehenden“ Jugendlichen und Erwachsenen erst einmal geklärt werden muss. Und dabei wird sich auch herausstellen, wer wem wie fernsteht.

Auf der anderen Seite stünde es auch der akademischen Theologie gut zu Gesichte, das Prinzip der Korrelation einmal auf dem eigenen Felde anzuwenden, sprich: die systematische Reflexion des Glaubens intensiver von der realen, lebensweltlichen Erfahrung her zu betreiben. „Ein solcher tastender Versuch korrelativer Theologie könnte dann nämlich die Chance zu einer Erweiterung des Raums theologischer Wahrnehmung eröffnen.“⁽⁸⁾ Dafür sieht Ulrich Hemel gerade im Berufsschul-Religionsunterricht „ein Handlungsfeld, das sich in besonderer Weise als Ort für die lebensweltliche Sättigung der Theologie eignet“, da beide Seiten so weit auseinander liegen, „daß ihre wechselseitige Distanz geradezu als Erkenntnisquelle genutzt werden kann.“⁽⁹⁾

Etwas anders ausgedrückt findet sich dieser Gedanke bereits in den berühmten Tagebuchaufzeichnungen von Fridolin Stier (aus dem Jahre 1970): „Die Theologie hätte sich – prätheologisch – der Wahrnehmung des offenliegenden Mysteriums im Daß und So alles Seienden zu öffnen. Vielleicht fände sie dann, in solches 'Sehen' und 'Hören' hineingehalten, die Sprache, die, erfüllt von der Präsenz des Mysteriums, das Staunen davor, das Seiendes ist, das Erschrecken vor dem Abgrund, den Schwindel über der Tiefe, das Fühlen des Ungeheuren zu erwecken vermöchte.“⁽¹⁰⁾

Angezielt ist folglich ein grundlegender Perspektivenwechsel in der Theologie, der eine andere Sprache der Theologen zur Folge hätte: Eine Theologie der Bescheidung. Bescheidung auf die Bedürfnisse der Lebenden und Glaubenden.

Wenn nämlich der Glaube wirkliche Lebenshilfe sein soll, und wenn Theologie ihre Aufgabe darin sieht, intellektuell dem Glauben zu dienen (statt wissenschaftlicher Selbstzweck zu sein), dann ist eine stärkere Ausrichtung an der Verkündigungspraxis und damit am realen Leben dringend geboten und im Sinne des Wortes not-wendig. Ja, es wird sogar zu einer Überlebensfrage der Kirche und des christlichen Glaubens überhaupt. Entweder erweist sich der Glaube als unmittelbar lebensdienlich, oder er wird verschwinden.

Der Religionsunterricht wird in dieser Situation zu einem primären und harten Prüfstein, ob es gelingt, von Religion wieder so zu sprechen, das dieses Reden plausibel, nachvollziehbar und motivierend wird zu eigenem Fragen, Suchen und Erfahren.

Reiner Jungnitsch

Anmerkungen:

- 1) Vgl. z. B. I. Dickmann-Schuth, ... ich glaube, was mir paßt, in: Publik Forum Nr. 24 vom 4.12.1987, S. 17f
- 2) Aus: rabs (= Religionspädagogik an berufsbildenden Schulen) Heft 3/1982, S. 83
- 3) Vgl. H. Schmid, Religionsunterricht und Glaubenlernen heute, in: unterwegs (DKV), Nr. 2/1988, S. 10
- 4) Eine nützlich Sehhilfe bietet der Beitrag von Hans Schmid, Die religionspädagogische Relevanz von abgetragenen Turnschuhen, in: KatBl 110 (1985), Heft 7, 498-507. Ebenso die von Schmid vorgelegte Studie "Nachts, wenn ich Bauchschmerzen hab´..." über die Religiosität von Arbeiterjugendlichen, DKV, München 1987
- 5) Ebd., 506
- 6) Gregor Tischler, Sensibel werden – religiös erziehen, München 1988, 30
- 7) Alfred Schlotter, Plädoyer für den Berufsschulreligionsunterricht als Fundus für pastorale Arbeit an Fernstehenden, in: rabs, Heft 4/1986, 107-111, 110
- 8) Ulrich Hemel, Religionsunterricht an der Berufsschule als Anfrage an die wissenschaftliche Theologie, in: rabs, Heft 3/1988, 67-76, 67
- 9) Ebd., 67
- 10) Fridolin Stier, Vielleicht ist irgendwo Tag, Freiburg/Heidelberg 1981, 41f